



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE WUNDER DER WISSENSCHAFT

Sommersemester 2026

KANZELREDEN

Archäogenetik

1. So. nach Trinitatis, 7.6.2026

Prof. Dr. Philipp Stockhammer

(Professor für Prähistorische Archäologie, Co-Direktor des Max-Planck-Harvard-Forschungszentrums für die archäologisch-naturwissenschaftliche Erforschung des antiken Mittelmeerraums)

„Wunder der Wissenschaft“ ist das Thema der Gottesdienstreihe in St. Markus in diesem Sommer. Über Wunder und das Wundern in ganz vielfältiger Hinsicht möchte ich heute in meiner Predigt zu Ihnen sprechen – nicht als Theologe, sondern als Archäologe. Als Archäologe möchte ich wissen, wie Menschen in der tiefen und zumeist schriftlosen Vergangenheit gelebt haben. Seit über 10 Jahren untersuche ich das vor allem auch mit den Mitteln der Archäogenetik und weiterer naturwissenschaftlicher Verfahren. Von den molekularen Überresten vergangener Menschen erschließe ich, wie sie gelebt, gewandert und an was sie gestorben sind. Und immer wieder komme ich dabei ins Staunen bzw. Wundern. Deshalb steht meine Predigt heute unter zwei Themen: dem Thema des Wunderns und dem Thema der Archäogenetik. Und Wundern hat hier gleich mehrere Bedeutungsebenen, die ich in meiner Predigt heute weiterdenken möchte:

Da ist zunächst einmal das Wundern bzw. Staunen des Wissenschaftlers. Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte man nicht geglaubt, dass es uns einmal möglich sein könnte, aus uralten Knochen altes menschliches Erbgut zu gewinnen. Dies ist uns in den letzten Jahren immer besser möglich geworden. Ich war voll von Bewunderung, als es meinen Kolleginnen am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig vor kurzem gelang, von einem Hirschgeweihanhänger, den vor ca. 35.000 Jahren eine Frau in einer Höhle verloren hat, das Erbgut der Trägerin zu entschlüsseln. Die Berührung des Anhängers mit ihrer Haut hat ausgereicht, dass wir das Erbgut der Trägerin nach so langer Zeit bestimmen konnten. In all mein Wundern und meine Begeisterung für diese Möglichkeiten schließt sich

aber zugleich ein Zweifel ein, was es für mich bedeutet, da ich auch überall genetische Spuren hinterlasse, nicht zuletzt hier auf der Kanzel.

Ich bewundere also die methodischen Fortschritte der Archäogenetik und deren Erkenntnisse. Nicht selten lassen mich diese Erkenntnisse aber auch darüber wundern, was der prähistorische Mensch alles geleistet hat. Die naturwissenschaftlichen Analysen zeigen uns, wie mobil Menschen waren. Sie wanderten viele hundert Kilometer zu Fuß – ohne eine voll ausgebaute Infrastruktur mit Straßen, Wegweisern, einem bisweilen funktionierenden Schienenverkehr, Google Maps und so vielen weiteren Annehmlichkeiten, auf die wir heute ungern verzichten möchten. So haben wir etwa herausgefunden, dass in der frühen Bronzezeit vor rund 4000 Jahren in Mitteleuropa Kinder und junge Frauen über viele hundert Kilometer wanderten – sei es bei den Kindern wegen einer Pflegschaft oder bei den jungen Frauen zur Heirat. Irgendwie müssen sie ihre Wege gefunden haben, irgendwie müssen sie Wochen oder Monate der Wanderung überlebt haben. Genetisch können wir fassen, wie sich Menschen, die aus der Ferne einwanderten, vor Ort niederließen und oft auch mit der lokal ansässigen Bevölkerung fortpflanzten. Aber fehlt da nicht irgendetwas? Wir Archäologen schreiben eine Geschichte von Wanderung und Fortpflanzung, Heiratsregeln und Erbfolgen. Aber was wir archäologisch nur schwer und naturwissenschaftlich noch viel weniger fassen können, sind die Gefühle der Menschen, allen voran die Liebe. Diese können wir ganz selten in unseren Funden sehen, dann, wenn wir genau hinsehen, wohlwissend, dass es sie gegeben haben muss.

Wo könnten wir die Liebe sehen, wenn wir archäologisch und archäogenetisch genau hinsehen? Lassen Sie mich Ihnen einige wenige, aber dafür ganz besondere Fallbeispiele vorstellen. Wir wissen seit einigen Jahren, dass als der moderne Mensch, der *Homo sapiens*, vor 40.000 Jahren nach Europa einwanderte, er vor Ort auf den Neandertaler traf. Dank der Archäogenetik wissen wir inzwischen auch, dass sich die ersten modernen Menschen immer wieder auch mit Neandertalern fortpflanzten. Ob das aber Liebe zwischen zwei unterschiedlichen Menschenformen war, wissen

wir letztlich nicht. Wir wissen nur, dass wir alle rund 1,5% Neandertaler-erbgut in uns tragen als Spätfolge dieser Koexistenz von Homo Sapiens und Neandertaler. Neueste naturwissenschaftliche Analysen deuten aber an, dass zwischen beiden Menschenformen auch dauerhafte Beziehungen bestanden. Die Begegnung beider Menschenformen war also vielleicht nicht nur Fortpflanzung, sondern manchmal überwand die Liebe die Grenzen zwischen zwei Menschenformen. Das gemeinsame Ernähren des gemeinsamen Nachwuchses deutet an, dass auch zwischen den Eltern ein Band der Liebe bestand.

Mein zweites Fallbeispiel stammt aus einer sehr viel späteren Epoche, ist aber auch in jeder Hinsicht besonders. Vor einigen Jahrzehnten wurde in der Nähe von Athen in Griechenland ein riesiger antiker Friedhof mit Tausenden von Bestattungen ausgegraben. Menschen wurden hier in der Zeit zwischen ca. 700 und 400 v. Chr. bestattet, also in der Zeit, in der in Athen die Demokratie entstand, die großen Philosophen lebten und die berühmten Tempel auf der Akropolis gebaut wurden. Es war aber auch die Zeit, in der die Perser zweimal Athen angriffen und von den Griechen besiegt wurden. Unter all den tausenden Gräbern befand sich ein besonderes Doppelgrab: In ihm waren zwei erwachsene Männer im Alter von jeweils um die 35 Jahre niedergelegt worden. Der eine Tote lag auf dem Rücken, den anderen Toten legte man in den Arm des anderen Toten. Beide lagen also eng umschlungen Arm in Arm, so dass die Stirn des einen Mannes die Schläfe des anderen Mannes berührte. Die Hände der beiden Männer waren aber auf der Brust des einen Mannes verschränkt. Schon die ungewöhnliche Lage der Toten zeigt, dass die Hinterbliebenen bei der Bestattung zum Ausdruck bringen wollten, dass die beiden Männer eng emotional miteinander verbunden waren. Man kann sich ja nicht selbst bestatten. Die Verbindung der beiden Männer zu Lebzeiten wollte man also auch über ihren Tod hinaus sichtbar lassen. Unsere genetischen Analysen zeigten zunächst, dass die beiden Männer bis zum 10. Grad nicht miteinander verwandt waren. Es waren also keine Brüder, Cousins oder anderweitig biologisch verbundene Individuen. Sogleich lag die Vermutung nahe, es könnten eng verbundene Kampfgenossen sein, da den antiken Autoren zufolge griechische Kämpfer

oft als Paare verbunden waren. Nun zeigte die Genetik aber noch etwas: Während einer der beiden Männer alle seine Vorfahren in Griechenland hatte, stammten die Vorfahren des anderen Mannes genetisch gesehen klar aus dem Iran. Ob der Mann selbst aus dem Iran nach Athen kam oder bereits seine Vorfahren, wissen wir nicht. Sicher ist, dass man ihn in der Zeit um 500 v. Chr., als die beiden Männer lebten, als Perser bezeichnet hätte. Was wir hier also fassen, ist die enge Beziehung und ich denke sogar Liebesbeziehung zweier erwachsener Männer – eines Griechen und eines Persers – just in jener Zeit, in der sich die Griechen und Perser über Jahrzehnte feindlich gegenüberstanden. In all diesen Konflikten gab es aber ein Paar zweier Männer, die über alle politischen Grenzen hinweg so eng verbunden waren, so unzertrennlich, dass selbst die Angehörigen diese ganz besondere Nähe der beiden auf ewig im gemeinsamen Grab zum Ausdruck bringen wollten.

Ich habe bewusst zwei ganz besondere Beispiele gewählt, wo uns die Kombination archäologischer und archäogenetischer Daten erlaubt, Hinweise auf die Liebe zwischen Menschen zu finden. Es sind nicht die einzigen. Immer wieder können wir vermuten, dass es die Liebe war, die die Ursache für bestimmte Handlungen war und es sie gegeben haben muss: Wenn Eltern und Kinder eng beieinander bestattet wurden oder wenn den Verstorbenen liebevoll Blumen auf den Leichnam gelegt wurden. Aber letztlich ist es immer schwierig, Gesten der Liebe in der Archäologie zu erkennen, und wir sehen es zumeist dann, wenn wir archäologische und naturwissenschaftliche Daten miteinander verbinden. Eine rein naturwissenschaftliche Menschheitsgeschichte ist dagegen eine Geschichte von Fortpflanzung und Mobilität, aber ohne Liebe.

Und letztlich wissen wir doch, dass es die Liebe in allen Zeiten und Räumen gegeben haben muss. Wir sind uns irgendwie sicher, ohne es beweisen zu können. Und ist dies nicht ebenso mit der Liebe Gottes? Im Predigttext für den heutigen Sonntag im 1. Johannesbrief (4,16b-19) heißt es:

„Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm. Darin ist die Liebe bei uns vollendet, auf dass wir die Freiheit

haben, zu reden am Tag des Gerichts; denn wie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus. Denn die Furcht rechnet mit Strafe; wer sich aber fürchtet, der ist nicht vollkommen in der Liebe. Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“

Soweit Gottes Wort. In diesen Zeilen wie auch in vielen anderen Stellen in der Bibel spricht Gott uns seine bedingungslose Liebe zu, die uns immer begleitet. Wir wissen von ihrer Gegenwart und immer wieder – wenn wir ganz aufmerksam schauen – entdecken wir die Spuren der Liebe Gottes in unserem Leben, in kleinen Gesten, in der Nähe geliebter Menschen. Sie ist immer da, sie war immer da, auch wenn wir sie nicht beweisen können.

Die Liebe Gottes ist damit ein bisschen wie die Liebe zwischen Menschen in der tiefen Vergangenheit. Auch die Liebe Gottes ist für uns nicht naturwissenschaftlich fassbar. Ja, sie ist für uns eigentlich gar nicht begreifbar. Dennoch sind wir uns als Christen bewusst, dass sie immer da gewesen ist, immer bei uns ist und uns immer begleiten wird. Ebenso wie ich als Wissenschaftler nach den Spuren von Liebe in der Vergangenheit suche, muss ich mich auch daran erinnern, mich immer wieder nach den Spuren von Gottes Liebe in der Gegenwart umzusehen. Eine wunderbare, nicht zu beweisende Liebe, die ich einfach nur dankbar annehmen kann.

Unbegreiflich ist immer wieder, was die Wissenschaft an Fortschritten macht: oftmals wie ein Wunder und ich habe Ihnen heute einige der ganz außerordentlichen Fallbeispiele vorgestellt, die die Möglichkeiten der Archäogenetik und zugleich Spuren der Liebe in der tiefen Vergangenheit zeigen. Aber noch unbegreiflicher als der Fortschritt der Wissenschaft ist die Liebe Gottes, die wir eben nicht wissenschaftlich beweisen können, sondern einfach nur annehmen dürfen. Wie das größte Wunder überhaupt. Amen.